

Am 14. Januar 1866 stimmte das Schweizer Stimmvolk für die rechtliche Gleichstellung der Juden in der Schweiz – wie aber sieht es mit der Gleichberechtigung heute aus?

# Jüdische Stimmen zu 150 Jahre Emanzipation

VALERIE WENDENBURG

In diesen Tagen beginnen die Feierlichkeiten rund um das 150-Jahr-Jubiläum der Gleichberechtigung der Juden in der Schweiz (vgl. S. 14). Um zu erfahren, wie Juden in der Schweiz die formelle Gleichstellung heute erleben und welche Wünsche sie für die Zukunft hegen, hat *tachles* mit einigen Personen des öffentlichen Lebens gesprochen, deren Antworten unterschiedlich ausfallen. So reagiert der Schriftsteller Thomas Meyer mit ambivalenten Gefühlen auf die Frage, wie es mit der Emanzipation aus seiner Sicht wirklich steht. «Emanzipation heisst wörtlich, sich von der besitzenden oder auch unterdrückenden Hand zu befreien», so Meyer, und er merkt an: «Ich finde nicht, dass meine nicht jüdischen Mitmenschen eine unterdrückende Hand über mich halten, auch nicht teilweise, aber anerkannt fühle ich mich keineswegs. Mir begegnet ständig latenter Antisemitismus.» Der 41-jährige Autor, der sich als «vollkommen unreligiös» bezeichnet, wünscht sich für die Zukunft Toleranz gegenüber Andersdenkenden, anders Lebenden und anders Aussehenden. Er resümiert: «In diesem Punkt haben wir uns in den letzten 150 Jahren meiner Meinung nach kaum von der Stelle bewegt», so seine Meinung.

Vor mehr als 100 Jahren kam die Familie von Bettina Spoerri, Schriftstellerin und Kuratorin des Aargauer Literaturhauses in Lenzburg, in die Schweiz. Sie stammt aus einer ursprünglich ostjüdischen Familie, die seit drei Generationen kaum mehr religiös lebt, und empfindet hinsichtlich der Gleichberechtigung wenig Einschränkungen. Spoerri

betont aber, dass ihre Familie, die 1904 vor Pogromen in die Schweiz flüchtete und sich in Zürich niederlassen wollte, viele Diskriminierungen erlitt, bevor sie unter anderem das Bürgerrecht erhielt. «Das wäre zum Glück heute so nicht mehr denkbar, und für mich ist es eine selbstverständliche Erfahrung, dass ich gleich behandelt werde – gleich wie die christliche Mehrheit, was meine Rechte als vollwertige Bürgerin dieses Landes anbelangt. In diesem Selbstbewusstsein bin ich aufgewachsen, und ich habe diesbezüglich bisher nie Einschränkungen erlebt.»

## Vorurteile gegen Einwanderer bleiben

Die 1968 geborene Spoerri sieht aber mit Beklemmung, dass die Vorurteile und Diskriminierungen heute andere Einwanderer betreffen: «Die Schweiz tut sich schwer mit Veränderungen, aber Abschottung ist keine Lösung. Die Angst vor Veränderungen beobachte ich auch in den jüdischen Gemeinden, zum Beispiel, was den Umgang mit nicht jüdischen Partnern, interreligiösen Ehen und die Stellung der Frau anbelangt.» Sie betont, dass nur stetige Veränderung, das wache Gehen mit der Zeit, aus eigenem innerem Antrieb, lebendig halte. «Judentum, gelebte jüdische Kultur sollte kein Museum sein, in dem das Überlieferte in Vitrinen verschlossen wird. Viele Traditionen haben sich über die Jahrhunderte immer wieder verändert – und viele sind nur deswegen nicht gestorben», merkt sie an.

Dies sieht die Historikerin und Judaistin Stefanie Mahrer von Zentrum für Jüdische Studien der Universität Basel, die zurzeit an der Hebräischen Universität in Jerusalem tätig ist, ähnlich. Sie betont, dass die jüdischen

Gemeinschaften der Schweiz Teil der schweizerischen Gesamtgesellschaft und damit Teil einer heterogenen Realität seien. Mahrer merkt aber an: «Traditionen und Werte sind etwas Dynamisches, sie reflektieren die jeweilige Gegenwart, ohne jedoch die Rückbesinnung auf den eigenen Kern zu verlieren. Gefahr für das Weiterbestehen droht nicht durch Dynamik, sondern dann, wenn Traditionen statisch und damit museal werden.» Die Herausforderung für jede Generation sei und werde es demnach sein, einen Weg zwischen inneren und äusseren Ansprüchen in der globalen und pluralistischen gesellschaftlichen Realität zu finden.

## Weitreichende Modernisierungen

Emanzipation stehe, so Mahrer, im engen Sinne auch immer für die Befreiung von rechtlicher und politischer Unmündigkeit. Im Kontext der Emanzipation der Juden im Europa des 19. Jahrhunderts habe dies auch immer bedeutet, dass sich die jüdische Minderheit, unabhängig davon, dass sie teilweise seit Jahrhunderten ansässig war, der Mehrheitsgesellschaft kulturell und wirtschaftlich anpassen sollte. Mahrer sagt: «Das Teilhaben an der breiten Öffentlichkeit stellt eigene Traditionen, Werte und Selbstverständnisse in Frage. So war der Emanzipationsprozess auf unterschiedlichen Ebenen eine Herausforderung und führte zu weitreichenden Modernisierungen.»

Darauf, dass eine gelungene Emanzipation im Hinblick auf Assimilation und die Wahrung jüdischer Traditionen und Werte auch Risiken mit sich bringen kann, verweist auch Historiker Daniel Gerson vom Institut für Judaistik der Universität Bern: «Darin sehe ich die grösste aktuelle Herausforderung für die grosse Mehrheit der Juden und Jüdinnen nicht nur in der Schweiz. Daher brauchen wir Gemeindevertreter, die ohne Angst vor der orthodoxen Minderheit eine offene Haltung gegenüber den verschiedenen Bedürfnissen der immer vielfältigeren jüdischen Gemeinschaft manifestieren.»

Ferner appelliert Gerson, der Mitglied der jüdischen Gemeinde Bern ist, daran, dass die jüdische Gemeinschaft vermehrt für spezifisch jüdische Standpunkte und Interessen eintritt.

«Es ist auch heute noch nicht einfach, einen eigenständigen jüdischen Standpunkt zu vertreten.»



Ihre Gedanken zur Gleichstellung heute äussern die Schweizer Juden Daniel Gerson, Bettina Spoerri, Anne Lévy (oben v.l.n.r.) sowie Lea Gottheil, Daniel Frank und Thomas Meyer (unten v.l.n.r.).

«Es ist zudem wichtig, dass die Vertreter des Judentums die spezifische jüdische Geschichte als jahrhundertlang diskriminierte Minderheit in Erinnerung rufen, wenn fremdenfeindliche Tendenzen in diesem Land überhand zu nehmen drohen. Die meisten Jüdinnen und Juden fühlen sich den liberalen Traditionen ihres Landes eng verbunden. Wir haben, denke ich, die Aufgabe, Schweizer Nichtjuden an die Bedeutung einer integrativen und vielfältigen Gesellschaft auch in schwierigen Zeiten zu erinnern.» Im Alltag, so Gerson, werde er nicht diskriminiert oder angefeindet, wenn er sein Judentum nicht explizit thematisiere, auch wenn die Umgebung wisse, dass er jüdisch sei. Problematischer sei es, wenn er eine spezifisch «jüdische» Sichtweise vertrete. Er sagt: «Es erscheint mir auch heute noch nicht einfach, einen eigenständigen jüdischen Standpunkt zu vertreten, ohne dass man Gefahr läuft, auf Ablehnung oder mindestens auf Gleichgültigkeit zu stossen.»

#### Jüdische Integration als Vorbild

Auf die Frage danach, ob sie sich in der Schweiz tatsächlich gleichberechtigt fühle sagt die Autorin Lea Gottheil: «Die Frage ist, was ich unter Gleichberechtigung verstehe. Ich fühle mich anerkannt, weil ich meine Religion so ausleben darf, wie es für mich stimmt. Ich darf wählen, in welcher Gemeinde ich Mitglied sein möchte. Insofern ist es ein grosses Glück, hier zu leben.» Die 40-Jährige räumt aber ein: «Allerdings ist es für Minderheiten wohl immer schwierig, vollständig anerkannt zu sein, sprich, keinen leisen Argwohn hervorzurufen, wenn man von seiner Konfession spricht. Manchmal ist es schwierig, heraus zu räteln, ob der Drang, sich sofort erklären zu müssen, auf dem Misstrauen des Gegenübers

oder der eigenen Unsicherheit basiert.» Gottheil gibt zu, dass es wahrscheinlich einfacher wäre, in Israel zu leben, und dass sie sich oft dabei ertappt, wie sie sich neu positioniert und sich fragt: «Und wenn ich doch wieder einmal in die Synagoge gehe? Wie stehe ich zum Inhalt des Religionsunterrichts, den mein Kind seit dem letzten Sommer besucht? Wie viel trage ich denn noch in meine eigene Familie hinein, von dem, was meine Eltern mit uns gelebt haben? Wenn Stück um Stück von Generation zu Generation verloren geht, wie viel bleibt dann noch übrig, wenn meine Kinder eine Familie hätten? Und wie wichtig ist mir das alles eigentlich?»

Anne Lévy, CEO der Universitären psychiatrischen Kliniken Basel, fühlt sich in der Schweiz voll und ganz gleichberechtigt und anerkannt, sie sagt auf Nachfrage: «Weder im rechtlichen noch im gesellschaftlichen Umfeld habe ich je Nachteile erfahren. Antisemitische Äusserungen gibt es sehr wohl, aber das sind Einzelfälle und nie im institutionellen Rahmen.» Die Herausforderung für die Zukunft liegt für die 44-Jährige vor allem in der Integration von anderen religiösen Minderheiten, allen voran der muslimischen. «Ihnen ist zu wünschen, dass möglichst rasch eine Normalisierung des Zusammenlebens zustande kommt und sie als Schweizer Mitbürgerinnen und Mitbürger volle Anerkennung erhalten. Jede Ausgrenzung einer Minderheit stellt längerfristig für das Zusammenleben eine Gefahr dar», betont Lévy, die im Central-Comité (CC) im Schweizerischen Israelitischen Gemeindebund (SIG) die Israelitische Gemeinde Basel vertritt.

#### Juden als Teil der Schweiz

Daniel Frank, Präsident der Jüdischen Gemeinde Biel, sagt auf Nachfrage: «Ich fühle

mich als Individuum zumeist völlig gleichberechtigt behandelt und habe bisher weder beruflich noch privat Nachteile aufgrund meiner Religionszugehörigkeit erfahren.» Als Gemeindepräsident und als Vizepräsident des CC des SIG setze sich der 45-Jährige jedoch für ein stärkeres öffentliches Bewusstsein ein, dass jüdische Institutionen und Angehörige der jüdischen Minderheit besser vor antisemitischen Bedrohungen geschützt werden. «Man kann uns angesichts auch der jüngsten Terrorangriffe in Europa, die sich häufig gezielt gegen Jüdinnen und Juden gerichtet haben, nicht wie jede andere Personenkategorie behandeln, welche selbst für ihre Sicherheit aufkommen muss», so Frank. Er persönlich habe nicht das Gefühl gehabt, sich in der Schweiz an irgendwelche gesellschaftliche Leitkulturen assimilieren zu müssen oder sein Judentum zu verstecken: «Ich lebe meine jüdischen Werte und Identität selbstbewusst im Alltag. Ich erhoffe mir für die Zukunft einerseits ein noch grösseres Bewusstsein in der Öffentlichkeit, dass die Jüdinnen und Juden schon immer ein Teil der Schweiz gewesen sind. Andererseits setzte ich mich auch dafür ein, dass in einer pluralistischen Gesellschaft wie der Schweiz garantiert bleibt, dass die Bedürfnisse der jüdischen Minderheit auch dann zu respektieren sind, wenn die Mehrheit das Bedürfnis hat, einen Sachverhalt in allgemeiner Weise zu regeln, der im Widerspruch zu den Anliegen der Minderheit steht.» Denn Gleichbehandlung, so Frank, werde nicht dadurch erzielt, dass alle gleich behandelt werden, sondern dass Gleiches nach Massgabe seiner Gleichheit gleich und Ungleiches nach Massgabe seiner Ungleichheit ungleich behandelt werde. ●